

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 52

Artikel: "Das Nebelmeer"
Autor: O.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649579>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

warten, bis sich etwa fünfzig Schritte von mir entfernt ein Schatten vorsichtig regte. Ich legte behutsam die Büchse an, und bald darauf knallte ein Schuß durch den winterlich stillen Wald. Ob dem Schuß erschrak ich jedoch, als ob er mich selber getroffen hätte; denn fast gleichzeitig mit ihm war auch ein Schreckensschrei aus Menschenmund erklingen. Was war da nur geschehen? Klopfsenden Herzens eilte ich durch das Unterholz nach den Büschen, wo ich den Hennesräuber gesehen zu haben glaubte. Aber anstatt eines solchen fand ich ein junges Mädchen, das auf dem Waldboden vor einem kleinen Haufen Tannzapfen kniete, angstvoll zu mir aufsaß und jammerte: „Jesses, nein, wie bin ich erschrocken! Und was hätte wohl meine arme Mutter gesagt, wenn man ihr auf Neujahr ihre Tochter, ihre einzige Stütze, tot ins Haus gebracht hätte?“ Ja, das hätte auch für mich ein schönes neues Jahr gegeben, wenn ich es, beladen mit solch großer Schuld, hätte beginnen müssen.

„Oh, Gott sei Dank“, rief ich aus, „daß ich nur auf deinen Schatten geschossen habe und nicht auf dich!“

„Ja, zum Kuckuck“, rief der Stationsvorstand aus, „was hatte das Meitschi denn in der Silvesternacht noch im Walde zu tun? Um ein Bäumlein für Weihnachten zu freveln, war's doch schon zu spät.“

Das fragte ich sie natürlich auch: Habt ihr denn kein Holz zu Hause, daß du hier Tannzapfen suchst? Uebrigens hättest du solche zur Genüge schon am Waldbrand gefunden. Darauf erwiderte das arme Mädchen, es wisse wohl, daß am Waldbrand nicht die rechten Glücksdinger liegen. Sie habe in einem Büchlein gelesen, daß man in der Silvesternacht von einem Kreuzweg aus bis zum nächsten Walde und dann dreihundert Schritte weit gradaus in diesen hineingehen müsse. Wenn man nun dort Tannzapfen mit hundert Blättchen zusammenlese und nach Hause trage, so würden sie sich bis zum Neujahrsmorgen in pures Gold verwandelt haben. Zu Hause sei nun ihre Mutter schon so lange krank, daß ihr Verdientes nicht mehr ausreiche, um die Arzneien zu zahlen. Nun habe sie aber gewiß ein paar hundertzadige Zapfen gefunden, und so sei morgen alles gut. So hatte denn also das gute Kind in der kalten Winternacht, am Boden kniend, die Zaden gezählt, war darob eingeschlafen und hingefallen, und gewiß wäre sie erfroren, wenn sie nicht mein Büchsenschuß aufgeschreckt hätte.“

„Und dann?“ fragten die Freunde.

„Dann habe ich ihr die erstarrten Hände gerieben und sie nach Hause begleitet. Unterwegs hab' ich ihr unbemerkt das goldene Zwanzigfrankenstück zu den Zapfen in die Schürze geworfen, das ich auf Weihnachten von meinem Onkel bekommen hatte. So hat das liebe Kind seiner Mutter auf Neujahr doch noch etwas Goldglanz ins Haus gebracht.“

Der Förster ergriff sein Glas, leerte es bis auf den Grund und sprach dann mit leuchtenden Augen:

„Mir aber wurde dieser Silvesterfund zu meinem Lebensglück; denn das Mädchen hat mir selber Gold- und Sonnenglanz ins Haus gebracht. Sie ist es, meine liebe Frau, von der ich just auf den Neujahrstag dieses zu Ende gehenden Jahres mein Büchlein bekommen habe. Jawohl, sie ist's, meine Ursula! Und nun ihr alles wißt, lade ich euch beide zu einer kleinen Silvesterfeier bei mir ein. Kommt und überzeugt euch, wie schön es ist, eine liebe Familie

zu haben. Und da wir beim Glockenläuten den Weihnachtsbaum noch einmal anstecken, könnt ihr euch auch davon überzeugen, daß lauter goldene Tannenzapfen an ihm hängen — vergoldet wenigstens sind sie. Aus purem Golde brauchen sie nicht zu sein; mein Glück sind meine Lieben. Nun kommt, wir wollen uns alle heute nacht noch ein glückhaftes neues Jahr wünschen!“

So geschah es. Und als dann der Baum mit all seinen goldenen Zapfen im Lichterglanze strahlte, fragte der Gemeindeführer die junge Frau: „Lächeln Sie nun nicht doch ein wenig über ihr damaliges abergläubisches Handeln?“ Da erwiderte Frau Ursula: „O nein — o nein! Es war ja mein Silvester- und Neujahrsglück zugleich, daß ich dem alten Märchen Glauben schenkte. Es hat mich an das rechte, ans schönste Ziel geführt!“

Wenn Jahre gehn und kommen.

Wenn Jahre gehn und kommen,
So nehme du in acht,
Was sie dir wohl genommen,
Was sie dir wohl gebracht.

Was dir auch im Verlaufe
Der Zeiten ward beschied,
Nicht Gut, noch Glück es taufe,
Gar trüglisch ist sein Wert.

Nicht grausam heiß' dein Leiden,
Nicht Raub heiß' den Verlust,
Weiß still dich zu bescheiden,
Und trage, was du mußt.

Das Glück, es will nicht währen,
Das Leid bleibt nicht bestehn,
Das ist: wie Tage fahren
Und wie die Nächte gehn.

Nur das hast du genossen,
Erstritten das allein,
Was in die Seel' geschlossen
Du dir zu tieft hinein.

Das einzig ist das Wahre,
Was du in dir erfährst,
Dem du, trotz Flucht der Jahre,
In Treuen dich bewährst.

Ludwig Anzengruber.

„Das Nebelmeer.“

Silvestererzählung von Parmaskaja, übersetzt von O. F.

Das Ende des alten Jahres nahte, — was sollte Irma beginnen, um die bittere Stimmung zu meistern, nach ihrem letzten schweren Erlebnis? Keinesfalls wollte sie Silvesterabend, der die Menschen in freudiger Erwartung und hoffnungsvollem Glücksgefühl zu vereinen pflegt, daheim bleiben, sie beschloß für kurze Zeit in die Berge zu flüchten. — Droben, in dem kleinen Rurort herrschte buntes Leben und eine ganz merkwürdige Helligkeit: der Schnee war besonders weiß, der Himmel — besonders blau, die Sonne — leuchtend und brennend. Den Menschen hier schienen Flügel gewachsen zu sein: sie gebrauchten ihre Füße nicht auf gewohnte Art, sie alle flogen dahin, sei es auf Schlittschuhen übers Eis, oder über schneebedeckte Abhänge

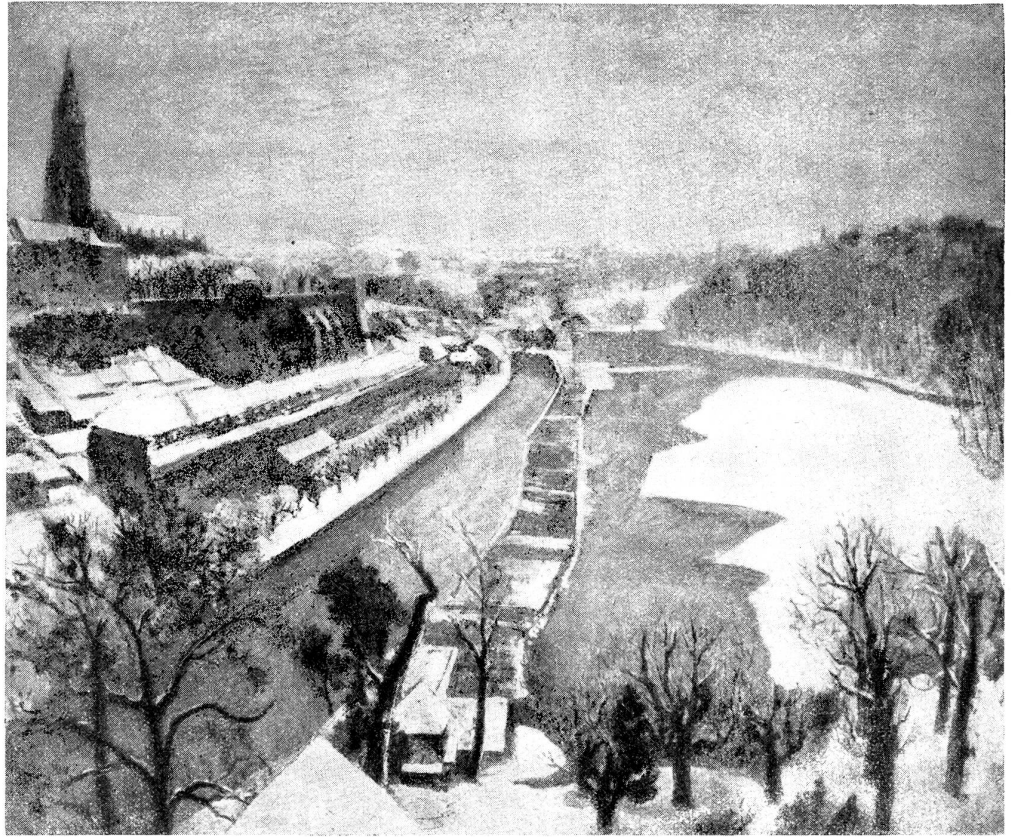
auf Skiern und Bobleigh. — Zauberer Frost hatte sie in seinen Bann geschlagen und ihre Sinne in überschwänglicher Lust gefangen.

Dem allgemeinen Trubel trachtete Irma nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, ihr wundtes Herz empfand diese laute Fröhlichkeit wie einen physischen Schmerz, sie wollte sich selbst und ihren Gedanken überlassen sein, um ihr seelisches Gleichgewicht aufzurichten.

Eines Morgens trat er auf sie zu und sagte höflich grüßend: „Madame, würden Sie vielleicht mit mir Bobleigh fahren wollen?“ — „O nein, ich danke, habe keine Lust, verstehe es auch nicht.“ — „Es ist nichts zu verstehen dabei, — bedarf einzig Ihres Entschlusses: ich setze mich vorn ans Steuer, Sie nehmen hinter mir Platz und wir fliegen ...“ —

„Zum Fliegen fehlen mir die Flügel“, antwortete sie mit Bitterkeit. — „Alle Menschen haben Flügel“, erwiderte hierauf ganz im Ernst der Unbekannte. — „Dann werden mir die meinigen be-

schneiden sein.“ Schon früher hatte Irma gehört, daß er René Briffon, ein bekannter Rechtsanwalt aus Paris, sei; der ausgelassen Fröhlichste unter den Sportleuten, an allen Wettkämpfen beteiligt, überbot er jeden Rekord und heimste überall die ersten Preise ein, — eine aparte Erscheinung: bei völlig ergrautem Haar ein jugendlich wirkendes, frisches Gesicht, dunkel gebräunt von der Höhen Sonne. Aus Mergel über seine nochmals beharrlich wiederholte Bitte, glaubte Irma äußern zu müssen: „Sonderbar, diese Hartnäckigkeit Ihrerseits!“ Danach zog er in sichtlicher Verlegenheit grüßend den Hut, um mit den Worten: „Bitte, verzeihen Sie mir“, bei Seite zu treten. Irma mußte unwillkürlich lächeln: „Es soll Ihnen verziehen sein, denn ich habe schon gemerkt, daß hier alle ein wenig verrückt sind. In meiner Heimat — müssen Sie wissen — sind Schnee und Eis etwas Alltägliches, so daß sie niemanden verrückt zu machen vermögen. Daher muß ich mich immer wieder fragen, worüber Ihr hier Euch alle so freut? Euer Sport dünkt mich Spielerei zu sein: ich finde es verständlich, wenn Kinder sich vom Schlitteln Vergnügen versprechen, hier aber sind ehrwürdige Matronen, ergraute Männer und allesamt miteinander der Schneeverfessenheit anheimgefallen! Wollen wir von Ihnen sprechen, maître Briffon, angetan wie ein Jüngling, befehligen Sie sich von den Bergen herunter zu fliegen und jaulen dabei wie ein Kind, — ich möchte fragen worüber? Soeben, ohne mich zu kennen, kommen Sie mit der Aufforderung ... rittlings soll ich mich Ihnen auf den Rücken setzen und den allgemeinen Unsinn mitmachen!“ Irma brach in fränkhaftes Lachen aus, während er still neben ihr verharrte und ein merkwürdiger Ausdruck seine Gesichtszüge veränderte, — sollte sie zu weit gegangen sein in ihrem Spott? Um den möglicherweise fränkenden Eindruck ihrer Worte abzuschwächen, fügte sie hinzu: „Jetzt habe ich für Ihre Hartnäckigkeit Rache genommen und möchte meinerseits um Verzeihung bitten ...“



Viktor Surbek, Bern: Bern im Schnee.

Klischee aus „O mein Heimatland“, Verlag Dr. G. Grunau, Bern.

Weiter gehend, waren inzwischen die beiden auf einer Terrasse angelangt, die über einem steilen Abhang erbaut war; ihnen zu Füßen breitete sich das unendliche Nebelmeer aus. Briffons Augen blieben an diesem Nebel haften, während seine Gesichtszüge, völlig verändert, von gramvollem Leid Zeugnis gaben. Als Irma zu ihm aufschaute, erkannte sie, wie unglücklich dieser Mann sein mußte ... Da fand Briffon wieder das Wort: „Sie haben recht, Madame, wir müssen Ihnen sonderbar erscheinen, denn wir sind tatsächlich verrückt, aber Sie müssen auch wissen, was uns verrückt macht. Schauen Sie herunter, Sie sehen — Nebel, nur undurchdringlichen Nebel, während hier oben Sonnenlicht und Schneeleuchten herrscht! Dort unterhalb dieses Nebels trägt sich unser Leben dahin, das lastende, einförmige Leben, notre pauvre vie de tous les jours Dieser Nebel, als Scheidewand, trennt uns vom Alltag und diese Erkenntnis macht uns hier oben verrückt und trunken: wir fühlen uns hier erhoben über dem Alltäglichen, als wären wir zu erneuerten Menschen geworden, als hätten wir alles hinter uns gelassen, was dieser Nebel verbirgt. Dort sind wir bejahrt, — hier werden wir wie die Kinder; dort ist es dumpf und stidig, — hier atmen wir leicht aus voller Brust, wir sind fröhlich, brüllen und hoden einander auf dem Rücken, wie Sie zu bemerken beliebten; wir „fliegen“ und werden durch die Bewegung noch trunfener. Wir vermeinen ein neues Leben zu leben, jenseits von Gut und Böse, mit einem Wort — wir fühlen uns im Himmel, wo es Nebel überhaupt nicht gibt! Und Sie, Madame, sollten auch suchen, das zu vergessen, was ich aus Ihren Augen lese. Unten im Nebel sind wir beide Fremde, was sollte uns verhindern, hier im Himmel Freunde zu sein?“

Während Briffon sprach, vermeinte Irma aus seiner Stimme wohlthuende Wärme, neue Hoffnung zu verspüren, so daß Verlangen nach Bewegung und Frohsinn, der Lebensdurst auch in ihr zu klingen begannen. Bewegt streckte



Viktor Surbek, Bern: Winterlandschaft Guggisberg.

Klischee aus „O mein Heimatland“, Verlag Dr. G. Grunau, Bern.

sie ihm ihre Hand entgegen: „Ich muß Ihnen danken, daß Sie mir der Sonne Reich erschlossen und einen Weg gewiesen, der zur Vergessenheit führt, also — Glück auf! Wollen wir fliegen?“

Eifrig gab sie sich von nun ab dem aus früherer Zeit gut bekannten Sport hin: zusammen flogen die beiden auf Schlittschuhen, Eskiern, am liebsten jedoch mit dem Bob-sleigh. Eines Morgens sausten sie einen steilen Abhang hinab, der Schnee kreischte unter den Eisen, bissiger Frost peitschte das Gesicht, die Sonne aber brannte und unter ihnen lag der graue Nebel. „Ich halte Ihr Leben in meiner Hand, scherzte Brissson, als der Schlitten über einer scharfen Kurve mächtig schleuderte. „Mein Leben ist augenblicklich untrennbar von dem Ihrigen, so werden Sie wohl geneigt sein, es mir noch für ein Weilchen zu erhalten?“ gab sie gleichweise scherzend zurück. „Bremsen! Kurve!“ rief er ihr zu, — der Schlitten wandte so scharf, daß der Schnee aufwirbelnd Augen, Mund und Nase zudeckte, — tief unter ihnen wogte uferlos das graue Nebelmeer ...

Am Silvesterabend saßen sie wortkarg am lodernen Kaminfeuer in der Hotelhalle, die Abreise Brisssons stand bevor. Die Zeit des Zusammenseins war nur zu rasch vergangen! Irma starrte in die Flammen und dachte: „Wie sonderbar: mit mir sitzt ein Mensch, von dessen Leben ich nichts weiß und doch beherrscht mich ein Gefühl, als kenne ich ihn seit langem, so nahe verwandt ist er mir geworden nach diesen kurzen Tagen. Bald scheiden wir voneinander und alles Erlebte wird zum Traum, der Höhen Sonne, Sport, Sehnen und dieser Liebe, fremde Mensch ...“ Da stellte Brissson, seinen Sessel dicht zu ihr heranrückend, eine Frage: „Darf ich erfahren, was Sie unter dem Nebelmeer zurückgelassen haben? Ich selbst habe dort viele, sehr viele Sorgen und nicht ein bißchen Liebe gehabt, — und Sie?“ Nach längerem Schweigen antwortete Irma kaum hörbar, als spräche sie zu sich selbst: „Sorgen? Nein, Sorgen habe

ich keine erfahren, dafür aber — eine verratene Liebe.“

Wie im Traum vernahm sie wieder seine Stimme: „Hier droben hatten wir den Himmel gefunden, vielleicht wird uns unten der Nebel auch schonen, wenn wir weiter treu zusammenhalten? Wollen Sie den Versuch wagen?“

Mit einem glücklichen Lächeln gab Irma zur Antwort: „Nur unter einer Bedingung, daß wir alles teilen: Sie geben mir die Hälfte Ihrer Sorgen, ich Ihnen — meine ganze Liebe!“ — „Hurrah!“ klang hierauf Brisssons Stimme laut und freudig: „Den Himmel nehmen wir aber einfach mit nach unten, — dann wird der Nebel schon sicher uns nichts antun können! So wollen wir voll Zuversicht unserem glücklichen Neuen Jahr entgegengehen!“

Wende.

Wende heißt die große Stunde,
da das neue Jahr beginnt.
Doch, was wendet sich im Grunde,
Wenn man vor- und rückwärts sinnt?

Uhren schlagen fort im Takte,
weiter wechseln Nacht und Licht,
aber die vom Wahn gepackte
Menschenwelt gesundet nicht.

Weiß ich noch, daß ich vom Stamme
aller Erdenpilger bin?
Wie die müde Ampelflamme
schwelt in uns der Brudersinn.

Seines großen Alexander
Rühmt ein jedes Volk sich schier.
Doch das heil'ge „Miteinander!“
schrieb noch keiner aufs Papier.

Alle Grenzen sperren Mauern,
Mauern ohne Torgelatz.
Und mit bösen Augen lauern
hinter ihnen Neid und Haß.

Freunde, die wir noch geblieben,
hört zum Neujahrsmorgenschein
meinen Gruß, mit Blut geschrieben:
„Laßt uns nah einander sein!“

„Daß der Welt ein Beispiel werde,
leid zur höchsten Treu bereit!
Denn die Wende blüht der Erde
nur aus neuer Einigkeit!“

Ernst Zahn.